

Begegnungen mit Afrikanern

Begegnungen mit Afrikanern

Von P. Otto Heberling, RMM.

VI.

Die Begegnung mit Afrikanern in der Lüderiksbucht, die sogar die deutsche Sprache fließend sprechen konnten, hinterließ in meinem Gemüt eine ganz eigenartige Stimmung, als die „*Ufaramo*“ am 16. Januar um die Mittagszeit wieder in See stach. Mühsam versuchte ich, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Doch es wollte und wollte mir nicht gelingen. Schließlich kam mir der Himmel selbst zu Hilfe. Er schickte zur Ablenkung einen kräftigen Sturm. Dieses Mittel half. Vergangenheit und Zukunft wurden von der Gegenwart ganz verdrängt. Es war wunderbar, die das Schiff umtosenden Wogen zu beobachten. Haushoch stürmten und rollten sie heran, legten das Schiff etwas unsanft auf die Seite, rollten weiter und zerbrachen dann an der unfernen Küste. Unsere „*Ufaramo*“ kämpfte sich aber allen Sturmes Gewalten zum Trotz mutig durch und näherte sich, zwar etwas langsam, aber doch sicher dem Kap der guten Hoffnung.

In der letzten Nacht vor der Ankunft in Kapstadt konnte die „*Ufaramo*“ nur 7 Seemeilen zurücklegen. Das waren wenigstens 5 Seemeilen weniger als bei ruhiger See. Der Sturm begleitete uns noch bis in den Hafen hinein. Doch schon 3 Stunden vor der Einfahrt in den Hafen, als der Tafelberg langsam am Horizont aus dem Meere aufstieg, vergaßen wir ganz auf den Sturm und seine sonst üblen Folgen. Die majestätische Größe und stolze Erhabenheit dieses Wahrzeichens von Kapstadt, auf dem eine weiße Wolkenhaube lagerte, zog den Beschauer ganz in seinen Bann. Ja, der Anblick dieses Berges mit der schönen Stadt, die das unendliche Meer bespült, ist überwältigend, erhebend, hoffnungserweckend. Kaum war mittels der Landungsbrücke die Verbindung mit dem Festlande hergestellt, rüsteten sich mehrere von uns schon zum ersten Gang in die Stadt. Ich schloß mich ihnen freudig an. Es bestand ja nicht die geringste Gefahr, nicht mehr rechtzeitig an Bord zurück zu kommen; denn die „*Ufaramo*“ sollte erst in zwei Tagen ihre Weiterfahrt antreten. So zogen wir frohgemut los, voll Spannung und Erwartung der Dinge, die da kommen, der Neuigkeiten, die wir sehen sollten.

Doch unser erster Spaziergang in Kapstadt war anfänglich alles andere als ein Genuß. Erst als wir etwa zum Mittelpunkt der Stadt vorgezogen waren, wurde es gemütlicher. Was war denn los? — Vom „*Tafelsberg*“ und „*Teufels-Biß*“ her pfiff ein sehr heftiger Wind. Im Volksmund heißt er „der Arzt von Kapstadt“, weil er die ganze Stadt von Zeit zu Zeit einmal wieder gründlich reinigt. Uns hätte er freilich schon in Ruhe lassen können, denn diese Reinigungskur hatte an uns schon das stürmische Meer besorgt. — Der rauhe Gefelle war übrigens sehr unkonsequent. Die Straßen der Stadt reinigte er fein säuberlich, die Menschen aber machte er um so schmutziger. Wer immer die Straßen durchwanderte, dem trieb der Unhold allen Staub und Sand in die Augen, in die Ohren und in die Nase. Ein Vorwärtskommen war fast unmöglich. Unsere Hüte mußten wir entweder bis tief über die Ohren ziehen oder mit beiden Händen festhalten. Schon nach einigen Schritten flog einem von uns der Hut vom Kopfe. Alles Nachrennen half nichts mehr. Der Sturm wehte ihn schnurstracks ins Meer. Dank seines breiten

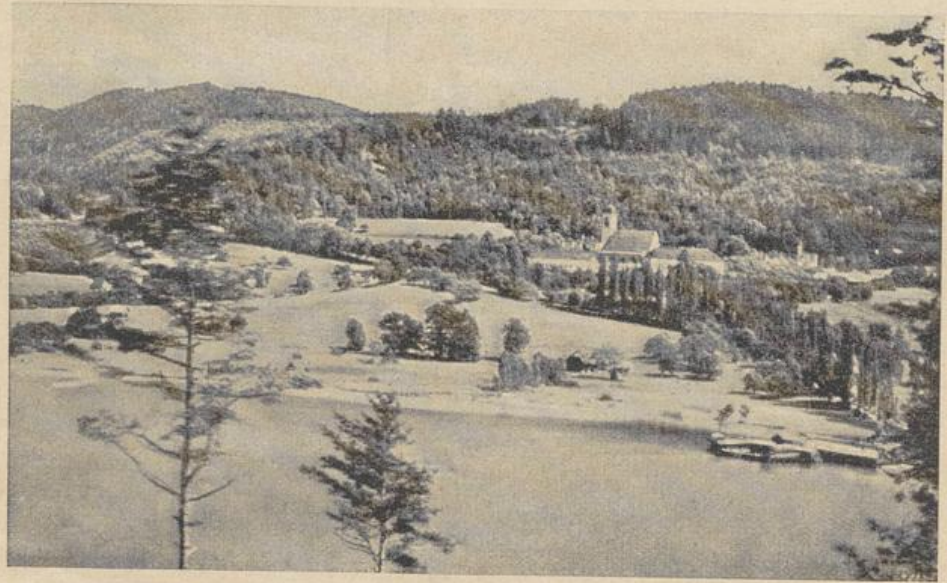


Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen
Bei heiteren Klängen! (Hausorchester)
Photo: St. Joseph, Reimlingen



Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen: Im ernstesten Studium
Photo: St. Joseph, Reimlingen

Randes sank er aber nicht sofort unter, so daß er gerettet werden konnte. Und diese Heldentat vollbrachte ein schwarzer Matrose. Den ersten Liebesdienst am äußersten Südende Afrikas erwies uns Missionaren also ein Afrikaner. Der Bursche hatte sogar noch eine große Freude dabei und lachte uns treuherzig an, als er den geretteten Hut wieder zurückgab. Nach diesem kleinen Zwischenfall setzten wir unsern Weg pustend, niesend und nach Luft schnappend fort. Bevor wir die Hafenanlagen hinter uns hatten, machten schon wieder einige von uns kehrt. Sie hatten im wahrsten Sinn des Wortes: die Nase voll. Sawohl, voll Sand und Staub. Und nicht bloß die Nasen, sondern auch die Augen und die Ohren. — Es gehörte schon Galgenhumor dazu, den Weg weiter fortzusetzen. Aber wir taten es doch. Drei Mann hoch waren wir noch. — Jrgendwo bogen



Mariannhiller Missionshaus St. Georgen, a. Längsee in Kärnten
Photo: Franz Schneeberger, St. Veit

wir, rechtwinklig zur Windrichtung, in eine Straße ein. Da war es gleich um 100 Prozent besser. Wir schüttelten nun den ärgsten Sand und Staub von unsern Kleidern, puzten unsere Ohren aus und räusperten und pusteten uns rein. Dann marschierten wir weiter. Sonderbarerweise gelangten wir zuerst in den Stadtteil, der zum größten Teil von Schwarzen und Farbigen bewohnt ist. Der Wind blies zwar auch hier wieder ziemlich tüchtig, aber es war doch noch zum Aushalten. Die Schwarzen machten sich allem Anschein nach überhaupt nichts aus dem ganzen Sandsturm. Sie standen oder saßen vor ihren Häuschen, schwächten, scherzten und lachten. Andere schlenderten lässig durch die Straßen, spielten nach früherer Europäer-Art mit einem Spazierstöckchen oder hielten den Hut in einer und eine Zigarette in der anderen Hand. Ja, da war schon ein merklicher Unterschied zwischen den verschiedenen Arten von Negern, denen ich bis dahin begegnet war. Nach der äußeren Aufmachung hätte man bei so einer flüchtigen Begegnung ja den Kapstadtnegern einen Vorzug einräumen können, aber ich sah trotz der Kürze der Zeit doch so viel, daß ich bedauerte, daß soviel Neger überhaupt in der Stadt lebten. — In einer ziemlich belebten Straße begegneten wir einem

großen Negerumzug. Ich konnte nicht recht klug aus der ganzen Sache werden. Allem Anschein nach war es eine Art Propaganda — oder Reklame-Umzug. Eine Dame, ihrem Aussehen nach eine Engländerin, die sich ebenso in dieses Stadtviertel verirrt hatte, konnte sich den Umzug auch nicht erklären und sagte: „What does that mean?“ (Was soll das bedeuten?) Ich antwortete ihr: „We don't know, Madame we are also only visitors here.“ (Wir wissen es nicht, gnädige Frau, wir sind auch Durchreisende hier!)

Wir gingen weiter. Es wurde allmählich dunkel. Vor einem Lichtspielhaus standen die Schwarzen in dichtgedrängten Reihen. Große Plakate mit Darstellungen in den schreiendsten Farben waren ausgehängt, um die Menschen anzulocken. Ich schaute sie flüchtig etwas an. Selbstverständlich kamen in der Handlung die nötige Anzahl von Liebeserklärungen, Mord und Totschlag vor und schließlich erhielt dann das Ganze trotz allem das gewöhnliche „Happy End“ (Glückliche Ende)! Der Anblick der vielen Schwarzen vor dieser „Stätte der Kunst“ stimmte mich etwas traurig. Konnte man ihnen nicht etwas Besseres bieten?! — Wehmütig überschaute ich ein letztes Mal die Masse der schwarzen Menschen, die sich alle den „einzigartigen Genuß“ des laufenden Filmes verschaffen wollten. Nachdenklich setzte ich meinen Weg mit den Gefährten fort. Ich dachte: Was könnte in den großen Städten der südafrikanischen Union, in Durban, in Pietermaritzburg, in Pretoria, in Johannesburg, in Kimberley, in East London, in Port Elizabeth, den Afrikanern gerade durch gute Filmaufführungen geboten, wie könnte die Erziehung und Bildung der Schwarzen auch durch dieses Mittel mächtig gefördert werden! Das wäre ein Segen für Land und Leute. Und . . . Meine Mitbrüder stellten eine Frage an mich. Ich hatte ein wenig geträumt, mit offenen Augen . . . Meinen ersten Traum in Südafrika am Kap der guten Hoffnung. — Noch manchen Afrikanern begegnete ich an jenem Abend und an den zwei folgenden Tagen in Kapstadt. Doch kein Bild blieb so lebhaft in meiner Erinnerung, wie jenes vor dem Lichtspielhaus mit den großen Reklame-Plakaten und den sich davor drängenden, sensationshungrigen Schwarzen, die leider gerade durch solch leichte Filme vieles lernen, was sie besser von den Europäern nie gelernt hätten. — Als Missionar konnte ich später die traurige Erfahrung machen, daß viele Eingeborenen, die vorübergehend in den Städten arbeiten, gerade durch das Gift der schlechten Filme als verdorbene Menschen zu ihren noch nicht so „aufgeklärten“, noch urwüchsigen und mehr nach den Naturgesetzen lebenden Stammesbrüdern im heimatlichen Kraal in der „Wildnis“ des Binnenlandes zurückkehren. In der kurzen Zeit, die ich als Missionar in Südafrika zubrachte, erlebte ich verhältnismäßig sehr viele Fälle, wo Männer und Burschen, an Leib und Seele krank und brennend, wieder von den Arbeitsplätzen aus den Städten nach Hause zurückkehrten und dort elend dahinsiechten; denn für die Krankheiten, die sich die Schwarzen in den Städten zuziehen, kennen die Eingeborenen-Doktoren keine Heilmittel. Das ist nach dem Urteile der Schwarzen einfachhin die Stadt- oder Europäer-Krankheit, die sie eben ertragen müssen, bis sie der Tod davon erlöst.

Hiermit schließe ich die kurzen Aufzeichnungen über meine flüchtigen Begegnungen mit Afrikanern. Was ich später in sechs Jahren in Südafrika unter den Schwarzen selbst erlebte, werde ich den Vergißmeinnichtlesern ein andermal erzählen. — —